

34. Jhg. OKTOBER 2024 Nr. 10 (431)

MASURISCHE STORCHENPOST



Die hübsche Form der Bäume ist nicht etwas das Werk eines Gärtners, sondern ist die Folge größerer Autos und LKWs, die hier entlang fahren.

**Foto: Waldemar Bzura: „Mazury. Między niebem a wodą”/
Masuren.,„Zwischen Himmel und Wasser“**



Nach langer Flucht kamen sie in Lütjensee an. Mutter Emma Donder, Rosemarie, Else und Annelore.. Vorne im Strick-Zweiteiler Reinhard Donder, der auch heute noch in Lütjensee wohnt. 9

Foto: Archiv von Reinhard Donder.

Ausstellung zur Geschichte des Mormonendorfes in Zelwagi/Selbongen

Zellbongen ist ein kleines, im Jahr 1540 gegründetes Dorf.

Den Namen nahm die Ortschaft von der Umgebung an, in der sie entstand, die einmal Saplwange hieß. Pruzzisch „salp“ ist Wildschwein/Schwein, und „wingus“ Eichenwald. Das war also eine Umgebung, in der man in Eichenwäldern große Herden Wildschweine antreffen konnte. Der pruzzische Name – Salpwange, der deutsche – Zellbongen, der polnische – Zelwagi.

Am 12. Oktober 2024 wurde in der ehemaligen Schule des Dorfes Zelwagi bei Mikolajki eine Ausstellung über das Dorf und seine Bewohner eröffnet. Es ist das einzige Dorf in Masuren, in dem Mormonen lebten - die Erinnerung an sie ist hier noch lebendig.

Außer der Geschichte der Mormonen wird in der Ausstellung eine Vorkriegslandkarte mit einem Verzeichnis der Einwohner ausgestellt, und auch u.a. die Geschichte von dem Wegkreuz, das an der Landstraße 16 steht. Es wurde im Geheimen vor der Führung der Volksrepublik Polen im Jahr 1961 gebaut.

Die Ausstellung bereicherten einige Dutzend Bilder aus dem Leben der ehemaligen Einwohner Zellbongens.

Zelwagi/ Selbongen ist ein Dorf in der Nähe von Mikołajki/ Nikolaiken in Masuren, in dem heute 340 Menschen leben. Diese einzigartige Geschichte unterscheidet sie von anderen masurischen Städten:

1920 ging der 23-jährige Dorfbewohner Friedrich Fischer (wohnte in der Hütte Nr. 32) nach Berlin, wo er mit der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, d. h. der Mormonen, in Kontakt kam. Zwei Jahre später kehrte er nach Masuren zurück, und 1923 ließen sich sechs weitere Einwohner des damaligen Żelwąg/ Selbongen im Inulec-See taufen und nahmen eine neue Religion an.

Die Zahl der Anhänger der Mormonenkirche in Masuren wuchs sehr schnell – 1926 gab es bereits 40 Gläubige, und Mormonenmissionare aus den USA und Deutschland kamen nach Żelwąg. Die masurische Mormonengemeinschaft war viele Jahre lang die einzige im ehemaligen Ostpreußen.

So erinnert sich Horst Michalowski in seinem Buch an die Mormonen „Wenn der Schnee geschmolzen ist“ (S. 99-100)

„In unserem Dorf entstand, nach dem Ersten Weltkrieg eine Mormonenkirche. „Als nun genügend Seelen angeworben waren, und der Bau der Kirche vollendet war. (...). Die Kirche war eine kulturelle Bereicherung für die Dorfgemeinschaft. Es wurden Sommerfeste im Freien veranstaltet, es wurde gesungen, wir durften am Kindergottesdienst teilnehmen, auch wenn unsere Eltern Protestanten waren. Ich habe als Kind an diesen Gottesdiensten gern teilgenommen. Für mich herrschte dort eine Atmosphäre der Zufriedenheit und des Friedens. Außerdem konnte ich dort nach Herzenslust singen“.

Bis 1939 wurden als Ergebnis der Aktivität von Fritz Fischer 157 Einwohner des Dorfs Mormonen, die Mehrheit, was eine Besonderheit im Weltmaßstab darstellte. Durch den Zweiten Weltkrieg und das Verlassen des Dorfs durch viele eingeborene Einwohner

ging es mit der Kirche bergab, aber Gottesdienste fanden weiterhin statt.

Im Jahr 1947 begann die polnische Führung den Mormonen zu erschweren, ihre religiösen Praktiken und Gottesdienst in deutscher Sprache durchzuführen. Nach einigen Monaten, als die Sellbonger Mormonen die Grundlagen der polnischen Sprache beherrschten, wurden die Gottesdienste wieder aufgenommen. Das bremste jedoch nicht die Schwierigkeiten von Seiten der Führung und die auftauchenden Konflikte mit der zugereisten Bevölkerung.

Die Sellbonger Mormonen ließen jedoch ihre Kirche im Jahr 1961 registrieren. Die bedeutende Emigration der Gläubigen der Kirche in die Bundesrepublik Deutschland verursachte die Schließung der Gemeinde im Jahr 1971, und die letzten Mormonen verließen die Umgebung in den 80er Jahren.

Im ganzen Zeitraum 1945-1971 war die Sellbonger Kapelle die einzige Einrichtung dieser Kirche in Polen. Einige Gläubige kamen zu den Gottesdiensten aus Warschau, Schlesien und Pommern.

Nach dem Krieg begannen die Mormonen aus Masuren auszuwandern. Die Sellbonger Kirchengemeinde wurde im Jahr 1971 geschlossen.

Nach dem Krieg begannen die Mormonen aus Masuren auszuwandern. Die Sellbonger Kirchengemeinde wurde im Jahr 1971 geschlossen.

Die Mormonen hinterließen das 1929 erbaute Kapellengebäude mit einem Christusgemälde, heute eine katholische Kirche und ei-

nen alten Friedhof am See.

Die ehemalige Mormonenkapelle steht in Zellbongen bis heute. Seit den 70er Jahren (des 20. Jahrhunderts) ist sie ein Ort des Gebets der Katholiken. Wie Marcin Kulinicz im Jahr 1971 erklärt, übernahm die lokale Verwaltung die Kapelle, als die Mormonengemeinde aufgelöst wurde.

Von der Anwesenheit der Mormonen in Zellbongen künden auch die Gräber der Mitglieder der Gemeinschaft. Auf dem örtlichen Gemeindefriedhof befinden sich Dutzende davon. Wie Marcin Kulinicz erklärte, unterscheiden sich die Grabstätten nicht von den Stellen der Bestattungen der Katholiken, obwohl das Fehlen des Kreuzes ein charakteristisches Merkmal ist. Mormonische Gräber haben keine Platten, sondern nur einen Rahmen, der den Ort des Begräbnisses umgibt. Die Aufschriften sind für gewöhnlich auf Deutsch.

Einige wenige Andenken an die Vorkriegseinwohner sammelte der lokale Bildhauer Zdzisław Grunwald, der seine Sammlung Touristen zugänglich macht. Um das Dorf herum wurde ein touristischer historischer Pfad eingerichtet.

Von den masurischen Mormonen blieb auch die Legende von einem im See versenkten Schatz. Gegen Ende des Krieges, kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee, soll der örtliche Pastor im Schnittker See eine goldene Tafel mit den eingeritzten Prinzipien des Glaubens verborgen haben. Die älteren Einwohner des Dorfs behaupten, dass man in wolkenlosen Nächten wahrnehmen kann, wie sie auf dem Grund des Sees liegt. Andere sind überzeugt davon, dass sich nur der Mond auf der Wasseroberfläche spiegelt.

Darüber, wie das Leben der Mormonen in Masuren aussah, schreibt im „Tagesbuch“/„Dziennik“ Ezra Taft Benson, der mit einer Hilfsmission für die Mitglieder der Gemeinschaft direkt nach dem Krieg geschickt wurde. Die Einträge stammen vom August 1946. Benson beschreibt eine Art und Weise, die die Mormonen gefunden hatten, um ihr Inventar vor Räubern zu retten. Da die direkt nach dem Krieg ihr Unwesen treibenden Marodeure Tiere und Hab und Gut raubten, setzten die Mormonen die Hühner in einen metallenen, dichten Behälter, den sie im See versenkten. Einmal am Tag zogen sie ihn heraus, um die Vögel zu füttern, ihnen Sauerstoff zuzuführen und die Eier zu sammeln. Das Geflügel im Behälter verbargen sie in den Wassern des Sees sogar im Winter, dann schnitten sie Löcher ins Eis.

Obwohl die lokale Glaubensgemeinde schon seit langem nicht mehr existiert, halten die polnischen Mormonen Kontakte mit den Einwohnern von Zellbongen und unterstützen die Ärmsten. Wie Marcin Kulinicz von der Mormonischen Kirche (Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage) erklärt, bereiten die Mitglieder der Kirche seit 12 Jahren direkt vor Weihnachten für die ärmsten Familien in Zellwangen Lebensmittelpakete vor und schicken sie ihnen. Die bedürftigen Familien benennt die Sozialkulturelle Gesellschaft von Zellbongen, zu der in der Mehrheit Lehrer der örtlichen Schule gehören. Wie die Vorsitzende der Gesellschaft Danuta Butkiewicz betonte, unterhalten die Mormonen die Kontakte mit den Einwohnern das ganze Jahr über. - Sie kommen nach Masuren zur Erholung und übernachten manchmal in der Schule, sagte Butkiewicz.

Joanna Pruszyńska vom Landfrauenkreis „Zelwążanki“ in Zelwągi

sagte in einem Interview für die Polnische Presseagentur: „Ich bin überrascht, wie sehr sich die Menschen dafür interessieren, was hier früher passiert ist, wer hier gelebt hat. Jetzt ist ein guter Zeitpunkt dafür, denn frühere Generationen waren nicht sehr offen, über diese schwierige Geschichte zu sprechen. Wir sind die Generation, die das tut. Es gibt kein Unrecht, und wir sind neugierig auf die Geschichte derer, die vor uns hier gelebt haben. Das Interesse an der lokalen Geschichte ist heute größer als vor 20 oder 30 Jahren“.

Vorbereitung des Textes: B.W.

Quelle:

Agnieszka Libudzka (PAP)

<http://www.zelwagi.cba.pl/>

<https://radioolsztyn.pl/historia-mormonskiej-wsi-na-mazurach->

<https://www.wprost.pl/zycie/346216/polscy-mormoni>

<https://dzieje.pl/rozmaitosci/zelwagi>

Ein Jahr auf der Flucht von Ostpreußen nach Lütjensee

Ein Jahr lang war Emma Dünder auf der Flucht von Ostpreußen nach Stormarn. In Lütjensee endete die Reise für sie und vier Kinder. Zwei waren auf der schrecklichen Reise gestorben. Der Jüngste, der 1941 geborene Reinhard Donder, hat die Tagebuchaufzeichnungen seiner Mutter dem Stormarner Tageblatt zur Verfügung gestellt.

Herbst 1944: Der Krieg hat eine Wende genommen, so daß man gar nicht weiter denken kann. Unser Hof liegt etwa 30 Kilometer von der Polengrenze entfernt. Mein Mann ist noch kein Soldat, wir haben fünf Kinder von zwei bis neun Jahren. Ich bin 35 Jahre und erwarte im Dezember das sechste Kind. Es ist Anfang Oktober, und der Russe kommt immer näher; es gibt wohl kein Aufhalten mehr. Aus Lyck, unserer nächsten Stadt, werden Frauen und Kinder nach Rügen und Braunsberg evakuiert.

Flüchtlinge waren einige Tage bei uns, die nach Allenstein weiter sollten. Wir sind beim Kartoffeln graben. Alles soll auf dem Feld eingemietet werden, falls wir auch weg müssen. Mein Mann muß zum Volkssturm. Ach, wäre ich doch weit weg, hinter der Weichsel!

24. Oktober: Mein Mann kommt mit dem Räumungsbefehl. Alles geht drunter und drüber. Morgen soll es losgehen. Ein Schwein und Gänse werden geschlachtet. Ich will noch das Kindermädchen mitnehmen. Es ist so schwer, das Richtige zu tun.

26. Oktober: Seit 9 Uhr auf dem Bahnhof Lyck und nachmittags setzt sich der Zug in Bewegung. Alle Glocken läuten, ein trauriger Abschied! Gut, daß es regnet und dunkel ist, so verschonen uns die Flieger. Nachts kommen wir in Allenstein an und werden in eine leerstehende Wohnung eingewiesen, mit dem Kindermädchen und acht Personen.

3. Dezember. Es soll weiter nach Sachsen gehen. Alle Bekannten und unser Mädchen fahren weiter. Ich muß ins Krankenhaus zur Entbindung.

4. Dezember: Unser Gerhard ist heute - am ersten Advent - geboren und gleich getauft worden. Es war ergreifend. Meine alten Eltern wollen nicht weg und in ihrer Heimat Rosenheide bleiben.

7. Januar 1945. Annelore hat Geburtstag, die Kinder waren vergnügt. Alles ist noch ruhig.

15. Januar: Der Russe greift auch Lyck an. Es kommt auch keine Nachricht mehr durch. Aus all meinen Sachen habe ich ein Handgepäck ausgewählt. Abends im Radio: Russen machen einen Vorstoß auf Allenstein - schon bis Neidenburg durchgebrochen. Hier ist kaum Militär, so kommen sie am 18. Januar früh nach Allenstein. Ich soll auf einen Treck warten - viele versuchen, mit dem Zug wegzukommen, aber meine Kinder sind zu klein. Wir wollen zu Fuß weiter. Einen Kinderwagen, einen Rodelschlitten und etwas Gepäck nehme ich mit.

18. Januar: Sonntag. Im stürmischen kalten Morgengrauen ziehen wir vor die Stadt. Hätten wir nur die Straße nach Elbing, Marienburg genommen, es wäre uns viel erspart geblieben. Unterwegs wenig Flüchtlingen. Soldaten auf Lastwagen . Einen nimmt uns mit.

Im Wagen Möbel Soldaten mit Frauen, Bräuten oder Sekretärinnen. Mir ist alles gleich. Einmal umsteigen auf einen offenen Lastwagen. In Braunsberg am Frischen Haff. Der Zug nach dem, Westen ist weg. Im Genesungsheim, wo wir unterkommen sollte festliche Musik. Der Saal ist geschmückt mit Hitlerbildern und Fahnen, Essen und viel Schnaps. In einem Zimmer an der Bahn können wir bleiben. Wir haben alle Angst. Die Russen sind ganz nahe. Verwundete werden gebracht. Flüchtlinge und Soldaten versuchen,

über's Haff zu laufen. Die Fahrrinne ist offen. Lebensgefährlich.

8. Februar: Heute ist ein Nacht überlebe.

Nun geht es auf das Eis, was schwer ist, da die Ränder bereits tauen. Die Fahrrinne ist nicht mehr gefroren. Pioniere bauen eine Notbrücke aus Brettern. Wer einbricht, ist verloren! Am anderen Ufer steht das Wasser bis an die Wagenachsen. Mit dem kleinen Gerd auf dein Arte und den anderen Kindern müssen rastern. Die Kinder sind teilnahmslos, die Pferde lahmen und Nahrung muß organisiert werden. In der Kirche zu Neukrug lagen die Toten bis vor die Tür, Kinder im Wagen und auf dem Eis. Man darf nicht denken.

22. Februar: SS-Leute kommen und laden uns auf einen Laster, alles bleibt zurück, nur die Kinder mit eiglich weiter. Vielleicht ist es besser denn der Russe legt einzelne Männer meist gleich um. Die Front kommt immer näher. Jetzt setzen die Russen Flammenwerfer ein - und pausenlos Bombenangriffe.

18. März: Heute ist mein Mann wieder fort! Sehe ich ihn wieder?

24. Marz: Wir hören im durchgang zum anderen Haus, holen sie die Frauen raus. Ich habe um meine Hand einen großen Verband gemacht, es half, ich blieb verschont. So ging es die ganze Nacht. Es waren Bestien!

28. März: Die Russen sind in der ganzen Straße immer noch zungange. Einer kommt, ich sage gleich, die vielen Kinder und und ich bin eine alte klarer Tag, da wird uns der Russe tüchtig mit Bomben, belegen. Der Luftschutzkeller ist überfüllt, ich bleibe mit den Kindern im Haus. Bomnbe! Das ganze Haus ist über uns zusammengebrochen. Nur weil wir auf der Erde saßen, blieben wir unverletzt. Ein glücklicher Zufall -nur an meinem Finger habe ich einen roten Streifen - dies soll mir noch viel zu schaffen machen. Zwei Tage und Nächte bleiben wir im Keller, da tauch mein Mann

auf, der einen Wagen mit zwei Pferden beschafft hatte. So ziehen wir über zerfahrenen Weg zum Haff, immerfort unter Tiefliegerbeschuß. Drei Tage und Nächte sind wir immer unterwegs. Meine Hand war eine. Eiterblase deichte, ich dachte nicht, daß ich die letz hinterher geht's durch das Eiswasser an Ufer. Bei Dunkelheil finden wir hier auf der Nehrung in einem der kleinen Häuser noch eine Unterkunft. Eine Rotkreuzschwester verbindet mir endlich meine Hand, und wir bekommen auch die Erlaubnis, mit dem Wagen die Straße zu benutzen.

15. Februar: 45 Tage sind wir Unterwegs. Es ist eisiger Wind, und ständig sind Flieger in Sicht. Keine warme Nahrung für die Kleinen. Man wollte mich in einem Lazarettsschiff wegen meiner Hand mitnehmen aber ohne Kinder. Mit Brot und Verbandszeug geht es weiter. In Stuthof am Haff finden wir ein verlassenes Haus. Draußen hört man die Schiffartillerien der Russen und immer Tief-flieger. Wir einer Fähre über die Weichsel und nach Danzig. Die letzte Bahn ist vor zwei Tagen abgefahren. Die Wohnung unserer Verwandten in Langenfuhr ist noch heil, aber verlassen. Wir haben ein Dach über dem Kopf.

Ein Arzt hilft, die beiden Kleinen haben Mittelohr - und Mandel-entzündung. Gerd trinkt fast nicht und erbricht. Mein Finger muß bis zum zweiten Glied abgenommen werden. Russisches Granat-feuer weckt mich aus der Narkose. Aus dem Radio kommt die Meldung - der Russe kommt. Mein Mann kommt in die Wohnung - er muß mit seinen Soldaten Keller Gewehrfeuer, Gerd bewegt sich; vielleicht trinkt er etwas. Als ich mit der Flasche zurückkomme, ist er tot. Damals habe ich Gott gedankt, daß er ihn zu sich nahe. Ich habe ihn noch in eine Decke gewickelt und in eine Kiste gelegt und im Garten begraben.

Es ist unheimlich ruhig in dieser Nacht, und dann kommt Geschrei näher. Oben. Wo noch ein alter Mann ist, wollen sie Uhren und dann sind sie in Kolier, aber sie suchen nur Soldaten und Uhren. Am Abend kommen sie mit Pferdewagen, und plündern das ganze

Haus aus. Auch alle Lebensmittel. Nach vielen Bitten geben sie, nur etwas Weißbrot für die kleine Renate zurück. Am Abend geht es dann los. Wir haben einen Luftschutz - Frau. Er sagt nichts und greift blitzschnell nach meiner Kehle. Zum Glück schreit Annelore laut auf, die anderen Leute im Keller erwachen und er läuft schnell weg.

In den Nebenkeller zu einer anderen. Es kommen andere Frauen, die waren wegen Schutz auf der Kommandantur. Da erfuhren sie: „Die Russen könnten einige Tage alles tun und wir sollten uns selbst schützen.“

Aber wohin? Die Straßen liegen noch unter deutschem Beschuß. und es ist überall dasselbe. Es kommen Offiziere mit Akten, die lesen uns vor wie deutsche Soldaten in Rußland es trieben.

Alle Männer sollen erschossen werden. Dabei brennen die Nachbarhäuser schon. Uns ist alles gleich nur hier raus! So geht's auf die Straße und immer wider in einen Unterschlupf vor Granaten. Einmal waren wir nahe der deutschen Linie. da wurde gerade vom Russen alles gesprengt. Frauen müssen jetzt für die Russen arbeiten und werden auf der Straße gleich mitgenommen – nur meine Kinder und mein Zustand retteten mich.

Ostern sind wir wieder im Haus meiner Verwandten - alles voll Russen und Flüchtlingen. Vor dem Haus breche ich zusammen - Typhus - mein einziger Gedanke. Nicht hinlegen, dann ist Schluß! Ich fühle nur meinen Kopf und den Magen. Ein alter Russe, der sich immer bekreuzigt, will mir helfen. Nun kommen die ersten Polen und nehmen Besitz von allem, was ihnen gefiel. War auf der russischen Kommandantur. - Es wäre besser, nach Deutschland zu gehen.

1. Mai.- Heute früh sind wir auf den Bahnhof gezogen, es verkehren viele Züge, aber nur für Russen und Polen. Am zweiten Tag schiebt uns ein Russe in ein Abteil. Bis Schneidemühl geht es, darin raus! Einen Tag auf dem toten Gleis, dann nach Landsberg.

Nach einigen Kilometern Fußmarsch landen wir – es ist inzwischen Menge Flüchtlinge aus dem Osten beieinander - an einem Bahndamm, wo wir zwei Tage und Nächte im Freien liegen. Gottlob ist es warm. Um Mitternacht kommt ein Güterzug. Ein Russe hilft uns hinein. Besonders schlimm ist es für die alten Leullte, die sich nicht mehr so bewegen können. Nun kommen wir nach Küstrin. Der Ostteil der Stadt ist wenig zerstört, aber jenseits der Oder liegt alles in Trümmern.

25. Mai: Über der ganzen Stadt liegt ein furchtbarer Leichengeruch. Die toten Soldaten sind noch zwischen den Trümmern. Am nächsten Tag werden wir in Berlin ausgeladen. Was sollen wir in einer Stadt, die zerstört ist und von Schrecken und Hunger beherrscht?

25. Juli: In einem ehemaligen Straflager bekomme ich eine Zelle. Die Kinder sind am Ende ihrer Kräfte, verhungert, verdreckt und teilnahmslos. Aber noch einmal kommt der Schrecken über uns. In der Nacht dringen Russen ein. Alles wird geraubt, die Frauen schreien vor Angst und Schmerz. Von 42 Zimmern haben sie nur zwei nicht betreten, davon auch unseres. Die Kinder mit ihrem Geheule waren wohl meine Rettung. Früh kommen bewaffnete Russen, räumen das Haus und treiben uns alle in ein Zimmer mit einer Wache davor. In dieser Nacht stirbt meine Renate. Sie ist zwei Jahre alt. Ich habe noch eine Schachtel besorgt. Sie ist auf einem Notfriedhof beerdigt.

Wir wissen nicht weiter. Ein Arzt rät mir, zu einem in der Nähe liegenden amerikanischen Auffanglager zu gehen. So kommen wir mit einer großen Menge von Flüchtlingen in einen Zug nach Ludwigslust.

5. August: Nach einem Rat eines älteren Herrn laufe ich in ein drei Kilometer weiter gelegenes Dorf - die Kinder müssen beim Bahn-

hof alleine bleiben. Auf dem Gemeindebüro sind die Beamten freundlich zu mir, geben mir Lebensmittelkarten und Geld. Man glaubt mir auch ohne Papiere. Hier kommen mir das erste Mal die Tränen. Glücklicherweise renne ich mit Brot, Butter, Wurst und Obst den Weg zurück zu meinen Kindern. Ich will nach Hamburg, wo mein Mann eine Schwester hat. Der letzte Teil unserer war noch mühselig. Über Lübeck kamen wir nach Trittau.

Am 20. Dezember 1945 kam ich in Lutjensee an. 1947 kam eine Karte meines Mannes aus sibirischer Gefangenschaft und am 18. Juni 1948 war er da. Der liebe Gott hat uns beschützt.

Aus: „STORMARN“ 11. Mai 1995, S.15



Unsere Anmeldung in Lutjensee bei Hamburg
 besitzt kein heute keine Geburtsurkunde! 20/10/24 R.Da

Meine letzten Wintertage in Masuren

Von Siegfried Burghardt

Es war im Oktober 1943.

Die Laubbäume verkündeten den goldenen Herbst. Die Heideflächen hatten nach der Blütenpracht ihr braunes Alltagskleid übergeworfen. Die Lerchen- und Schwalbenfamilien schwirrten munter umher und schlossen sich zu stattlichen Schwärmen zusammen. Das Klappern der Störche in den Nestern verstummte. Die imposanten, pfeilförmigen Flugmuster der Kraniche und Wildgänse erschienen am Himmel.

Die Landbevölkerung meines Heimatdorfes Theerwisch Kreis Ortelsburg ergriff Maßnahmen im Hinblick auf einen erfahrungsgemäß strengen Winter. Es herrschte Krieg, so wurden die Grundbedürfnisse, nicht hungern und nicht frieren, vorrangig beachtet. Meine Mutter war heilfroh, als ein Bauer mehrere Zentner Kartoffeln und eine Fuhre Torf ankarnte. In der Umgebung des Dorfes gab es Moorwiesen, auf denen die Bauern Torf stachen.

Neben den Bauern hatten fast alle Dörfler als Selbstversorger Haustiere, die sie gegen den strengen Frost schützen mussten.

Pflanzen waren leider häufiger erfroren, besonders Obstbäume zu Beginn der vierziger Jahre. In unserem Garten waren zu meinem Bedauern zwei Süßkirschbäume den Einwirkungen der sibirischen Temperaturen erlegen.

Ich war lange Zeit bedrückt und vermisste sie sehr, weil die köstlichen Früchte zu meinem Lieblingsobst zählten und ich ihre Blütenpracht nicht mehr bewundern konnte.

Ich erlebte die Winterzeit stets mit einem weinenden und einem lachenden Auge. Ich war unzufrieden, wenn strenge Fröste und Schneestürme mich zu oft an das Haus fesselten und zum Stubenhocker verdamnten. Meinen Spielgefährten erging es ähnlich. Andererseits verspürten wir stets große Lust, uns bei weniger extremen Wetterbedingungen auf den Eisflächen und den schneereichen Fluren zu tummeln.

Sie waren unser Natur-Spielplatz wie im Sommer mit ganz anderen, reizvollen Natur-Erlebnissen. Ohne eigenes Kinderzimmer mit den entsprechenden Utensilien waren die Möglichkeiten sich zu beschäftigen begrenzt und Langeweile stellte sich schnell ein.

Eine derartige Unbekümmertheit war den Erwachsenen nicht vergönnt. Die russische Front rückte immer näher, und ein voraussichtlich strenger Winter stand bevor.

Wir haben heutzutage kaum noch eine Vorstellung darüber, wie das winterliche Wettergeschehen in jener Zeit das einfache, teils ärmliche Alltagsleben der Dorfbevölkerung beeinträchtigte.

Erschwerend war, dass die Wohnhäuser schlecht isoliert waren. Trinkwasser aus Brunnen und Pumpen musste von draußen in Eimern herangeschleppt werden. Regelmäßig konnte ich Nachbarn beobachten, die zwei schwere Zinkeimer voller Wasser aus einem Ziehbrunnen hoben und sie auf einer etwa 200 Meter weiten Strecke nach Hause trugen. Dabei half ein hölzernes Pedum.

Das körpergerecht geformte Trageholz ruhte auf den Schultern. An den Ketten beider Enden befanden sich Haken, an denen die Eimer hingen.

Ohne fließendes Wasser gab es auch kein WC. So machte man regelmäßig einen erfrischenden Spaziergang zu einem bequemen Plumpsklo, das bei meiner Familie im Stallgebäude untergebracht war. Es bedarf nur wenig Fantasie, um sich derartige Tätigkeiten bei extremen winterlichen Verhältnissen vorzustellen. Nun möchte ich kurz schildern, wie ich als Zehnjähriger zur Winterszeit einen typischen Alltagsmorgen erfuhr. Das Hervorkriechen unter der molligen Federbettdecke kostete eine Portion Überwindung. Beim Betreten der Küche im Schlafanzug hatte ich das Empfinden, in Sibirien gelandet zu sein. Im Gegensatz zu dem mit einem Kachelofen gewärmten Schlafraum war die Küche nachts unbeheizt. Selbst wenn meine Mutter das Feuer im Küchenherd schon frühzeitig anzündete, war die normale Zimmertemperatur oft noch längst nicht erreicht.

In extremen Frostnächten fror der Wasservorrat aus der Hof-Pumpe sogar in den Eimern auf der Bank in der Küche. Es gab kein Badezimmer, aber eine Waschküche für die übliche Morgenwäsche in einer Schüssel. Dort stand auch eine Zinkwanne für das Samstag-Bad und ein Waschtrog mit einem Waschbrett, auf dem meine Mutter kräftezehrend verschmutzte Wäsche ribbelte.

Mir war es bereits morgens wichtig, das Wetter zu erkunden. Was konnte ich erwarten? Stubenhocker-Frust in der Wohnung oder Abenteuer-Lust draußen in der Natur. Ein Blick nach draußen war oft nur möglich, wenn ich mit warmen Atem ein Loch in die Eis-

schicht des Fensters hauchte. Bei Schneestürmen konnte ich bereits hören, was draußen los war, zuweilen ein unheimliches Heulen. Manchmal wurden Schnee-Schanzen aufgetürmt, so dass man Mühe hatte, die Haustür zu öffnen.

Der masurische Winter bot aber auch zahlreiche sonnige Tage mit milden Minus-Temperaturen, an denen wir uns auf den zahlreichen Eisflächen vergnügen konnten. Die Dorfteiche waren die beliebtesten Spielplätze. Neben den üblichen sportlichen Betätigungen hatten wir besonderen Spaß mit einem Eis-Karussell. Bereits im Herbst wurde ein kräftiger Pfahl mitten in den Teichboden gerammt. So war er im Winter im Boden und Eis fest verankert.

Er bildete den Drehpunkt für eine daran befestigte lange Stange. An deren Ende war ein Rodelschlitten angebunden. Fast jedes Kind im schulpflichtigen Alter hatte den Mut, sich draufzusetzen. In der Nähe des Zentrums mit kurzer Laufstrecke schoben kräftige Lorbasse das Karussell an.

Der vom Zentrum weit entfernte Schlitten raste mit hoher Bahngeschwindigkeit auf der Kreisbahn. Wer der Fliehkraft nicht widerstehen konnte, rutschte vom Gefährt. Die Rutschpartie auf dem Eis war normalerweise ungefährlich. Die Zuschauer bekundeten es mit fröhlichem Gejohle.

Was wäre Masuren ohne seine Seen? Sie übten auf die älteren, schlittschuhlaufenden Kinderauch im Winter eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Der Schlittschuhlauf auf den weitläufigen, spiegelglatten Eisflächen war besonders bei Rückenwind

ein großartiges Vergnügen. An ein abenteuerliches Erlebnis auf dem Rheinsweiner See erinnere ich mich lebhaft. Der Fischer aus Rheinswein betrieb Eisfischen mit Verkauf des Fanges auf dem See. Das Dorf lag am gegenüber liegenden Ufer von meinem Heimatort aus gesehen. Mit meinen beiden Kumpeln Gerd und Rolf aus dem Lorbas-Trio musste ich den See überqueren, um dort Fische zu kaufen. Wir starteten auf Schlittschuhen mit je einem Rucksack in einer schilffreien Bucht, die uns im Sommer als Badestelle diente. Vor dem Start warfen wir einen prüfenden Blick auf die gesamte Eisfläche. Sie war weitgehend schneefrei, wie wir es wünschten. Die Sonnenstrahlen verliehen den inselartigen Schneeflächen einen rötlichen Schimmer und dem Eis einen zauberhaften Glanz „Wir haben starken Rückenwinde“, informierte ich beide, obwohl sie es inzwischen wohl selbst gemerkt hatten.

„Dann können wir ja rasant über das Eis rasen“, äußerte sich Rolf.

„Nicht übertreiben“, gab Gerd, der unsicherste Schlittschuhläufer von uns Dreien, zu bedenken, „ich will nicht stürzen und mit dem Dups über das Eis schurren“.

„Nicht auseinanderdriften, wir bleiben zusammen“, gab ich beiden mit auf den Weg.

„Los geht`s“, rief Rolf. Wie ein Startschuss ertönte beim Aufbruch plötzlich ein lautes Krachen. Das donnernde Getöse jagte uns keinen Schrecken ein. Wir kannten derartige Geräusche, wenn sich bei starkem Frost das Bersten des Eises bemerkbar machte. Es war eine wahre Wonne, leichtfüßig über das Eis zu gleiten. Trotz der eisigen Kälte froren wir nicht. Als wir unsere Jacken mit den Armen ausbreiteten, glitten wir in Windeseile dahin.

Vom Wind getrieben hatte ich das Gefühl, über dem Eis zu schweben.

Bei unserer Ankunft an der ufernahen Fangstelle herrschte eine Betriebsamkeit wie auf einem Marktplatz. Wir staunten darüber, dass neben den zahlreichen Menschen auch Pferde und Kastenschlitten von Händlern mit Fässern auf dem Eis standen, deren Schicht offenbar sehr dick und enorm tragfähig war.

Wir entdeckten mehrere Löcher, die die Fischer *Wuhnen* nannten. Sie dienten dazu, das Netz mit Hilfe von Stangen und Zugseilen unter dem Eis zu spannen. An einem großen Loch, vor dem sich die Menschen versammelten, wurde das Netz mit einer Winde hervorgezogen. Anschließend packten alle Fischer an und zogen das Netz mit bloßen Händen heraus, bis das letzte sackförmige Ende auf der Eisfläche lag.

Der Sack war gut gefüllt auch mit vielen großen Fischen. Das Gewimmel mit kraftvollem Hervorschnellen der verschiedenen Süßwasser-Arten war für uns Drei ein beeindruckendes Erlebnis. Nach Befreiung der Fische aus dem Netz erfolgte der Verkauf, meist verschiedene Arten nach Gewicht, das auf einer Balkenwaage ermittelt wurde. Wir füllten wahllos unsere mitgebrachten Leinenbeutel mit den teilweise noch zappelnden Seebewohnern und verstaute sie in unseren Rucksäcken.

Bereits vor dem Start zum Rückweg blies uns ein heftiger Gegenwind ins Gesicht. Ein fast müheloses Gleiten war nun nicht mehr möglich. Wir mussten alle Kraft daransetzen, um voranzukommen. Gerd, der Schwächste von uns Dreien, war bald überfordert. Er stürzte neben ein Loch, das zur Sauerstoffzufuhr von den Fischern geschlagen wurde. Ein Fisch, der noch zappelte, rutschte aus dem Rucksack und fiel ins Loch.

Rolf und ich eilten herbei.

„Erbarmung, hast du dich verletzt“? rief Rolf. Gerd, der noch liegen blieb, beruhigte uns mit den Worten:

„Mir ist nuscht passiert, ich habe sogar einem Fisch das Leben gerettet“.

Wir halfen Gerd auf die Beine. Händehaltend nahmen wir beim Lauf Gerd in unsere Mitte. Kurz vor dem Erreichen des Ufers konnten wir alle der Wucht einer Windböe nicht widerstehen und stürzten gemeinsam aufs Eis. Völlig aus der Puste blieben wir zunächst liegen. Der Frost machte sich bei mir bemerkbar. Mir schmerzten die Finger und Zehen.

Mit Rolfs Aufruf: „Wir verpimpelten, lahmen Enten wollen doch wohl nicht hier erfrieren“, erhoben wir uns und erreichten erleichtert das Ufer.

Zu Hause setzte ich mich mit lang gestreckten Beinen auf die Bank vor dem Kachelofen. Dabei spürte ich ein wunderbares Wohlgefühl wie oft nach längeren Aufenthalten in der winterlichen Natur unter dem Himmel Masurens.

Obwohl die russische Kriegsfront immer näher rückte, ahnte ich noch nicht, dass es mein letzter Winter war, den ich in Masuren erlebte.

Im Winter 1944/45 befand ich mich mit meiner Familie von Mitte November bis Mitte März auf der Flucht.

Halte mich nicht hin

Halte mich nicht hin
Das hat doch keinem Sinn
Lass dich liebkosen und küssen
Sehnsüchte erfüllt werden müssen

Wir ziehen uns an
Wir beide denken daran
Denn in uns lodert die Glut
Denn in uns fließt das heiße Blut

Wie wir uns necken
Wie wir das schmecken
Bevor wir uns in die Arme fallen
Unsere Herzen immer freudiger wallen

Ich trete ins Freie

Ich trete ins Freie
Wo gibt es viele Haie
Ich habe nicht vor zu stürmen
Ich beabsichtige auch nicht zu türmen

Ich werde stehen
Anders kann es nicht gehen
Auf meinem Posten der verloren ist
Solange nicht abgelaufen ist meine Frist

Vereinsamt ich lebe heißt sterbe
Mein Dasein auf dieser Erde ich vererbe
Wie so viele vor mir das schon getan haben
Sie haben einfach gelebt und erfüllten ihre Aufgaben

Stefan Pioskowik, Oktober 2024

Reinhard Donder und seine Fahrradtour zwischen den Partnerstädten Hamburg – St. Petersburg!

*Ja, die 2. Etappe von Danzig nach Riga ist geschafft,
lt, www.luftlinie.org sind es 1.939,19 km, vise versa (all in),
geradelt sind wir etwas unter 600 km, kürzeste Entfernung auf
der Strasse Danzig-Riga wären es 538 km, also haben wir wohl
einige Umwege gefahren. Es war fantastisch, alles dabei, hefti-
ge Regenschauer und tagelange Hitze mit Temperaturen in den
Dreißigern.*

*Kulturell hochwertig, immer professionelle Führungen, alles
durchradelt o.ä.*

Ein kleiner Abriss:

- Marienburg, größter Ziegelhaufen Europas
- Frauenburg, Wirkungsstätte von Nikolaus Kopernikus
- mit dem Fahrrad auf der Autobahn zur Grenze der Königsberger Oblast
- Königsberg, Pregelfahrt, seitdem weiß ich was die 7 bedeutet und welche Beziehung Münchhausen zu dieser Stadt hat(falls auch nicht bekannt, bitte fragen)
- Bernstein gebuddelt in Palmnicken
- 5 Sterne Hotel in Rauschen
- Kurische Nehrung, Sarkau, Rossitten, Nidden, Schwarzort, mehrmals gebadet, 2 Nächte im ehemaligen Gasthof von Hermann Blode, gilt als Geburtsstätte der Künstlerkolonie von Nidden.
- Ärmchen von Tharau gesungen in Memel vor ihrem Denkmal

- „Grenzhaus“ Nimmnersatt (dort wo das Deutsche Reich sein Ende hatte auf dem Fahrrad passiert
- litauische Nationalpark Zemaitija, Berg der Kreuze und Si auliai
- passieren Grenze zu Lettland im ehem. Kurland auf einem Feldweg, Pils (Schloß) Rundale gewaltige Residenz der Herzöge von Kurland
- Gauja Nationalpark durchradelt, „Sah ein Knab‘ ein Röslein stehn“* gesungen im Volksliederpark auf dem Berg Jelgavkalns, Burgen der Schwerritter** Sigulda Bischofsbur Turaida, Schloß Birini, gebadet an der Ostküste des Rigischen*** Meerbusens
- 2 Tage in Riga, übrigens älter als St. Petersburg und von Bremern gegründet, vollgepfropft mit historischen Bauwerken, viele Epochen des Jugendstils überall.

In den Markthallen von Riga, von letzten lokalen Ressourcen getrennt, immerhin haben wir 5 verschiedene Währungen passiert (bitte nachzählen).

Ich könnte immer so weiter schreiben, aber der Bericht soll eine Seite nicht überschreiten. Übrigens dachte ich immer, dass östlich des Rigischen Meerbusen die Wildnis anfängt, gründlich geirrt.

Wir freuen uns auf die nächste Etappe von Riga nach St. Petersburg im Sommer 2013. Petersburg

s.a. Singende Revolution im Baltikum Ende des 20. Jahrhunderts
 ** Schwerritter/Schwertbrüderorden später Tempelorden wurde eingegliedert in den Deutschen Orden, Deutschen Ritterorden
 alter Name Rigischer/Livländischer Meerbusen, später Rigaischer

Oktoberfest: Alles zur Wiesn

Das Oktoberfest von O bis T

Eine Gebrauchsanweisung für die Wiesn ist kurz: hingehen und Spaß haben. Einige Hintergrundinfos können aber trotzdem nicht schaden. Hier das Wichtigste von O wie O‘zapft is bis T wie Tracht.

O – O‘zapft is!

Bairisch für: „Es ist angezapft!“

Mit diesem Ausruf des amtierenden Oberbürgermeisters der Stadt München beginnt alljährlich das Oktoberfest – natürlich erst nachdem er das erste Bierfass mit Schlägel und Zapfhahn erfolgreich geöffnet hat. Diese Amtshandlung, die immer am Samstag nach dem Einzug der Wirte um 12 Uhr im Schottenhamel-Festzelt stattfindet, hat in München eine ganz besondere Bedeutung: Es wird peinlich genau und – bei einer schlechten Performance – mit einer gewissen Schadenfreude mitgezählt, wie viele Schläge das Stadtoberhaupt für den Fassanstich benötigt. Bürgermeister Thomas Wimmer, der die Tradition im September 1950 begründet hatte, öffnete damals das Fass mit 17 Schlägen. Mit nur zwei Schlägen schafften es bisher die Rekordhalter Christian Ude sowie sein Nachfolger Dieter Reiter.

K – Krinoline und Co.

Das Karussell Krinoline zum Beispiel gehört zu den ältesten Attraktionen auf dem Oktoberfest.

Auf dem Oktoberfest gibt es zwei Arten von Fahrgeschäften: Solche, bei denen man euphorisch und beschwingt einsteigt, um den ultimativen Kick zu erleben. Namen wie Höllenblitz, Frisbee oder Power Tower sprechen hier für sich. Gemütlicher geht es

bei den Traditionsfahrgeschäften zu: Das Karussell Krinoline zum Beispiel gehört zu den ältesten Attraktionen auf dem Oktoberfest. Seit fast 100 Jahren dreht es hier seine Runden. Unter einem rot-blau gestreiften Zelt, geschmückt mit Lichterketten und Jugendstil-Malereien, drehen sich 16 Gondeln in charmanter Langsamkeit im Kreis – Fahrtwind kommt garantiert nicht auf und die Frisuren der Damen bleiben heil.

Dass die Begleitmusik von einer kleinen Blaskapelle live gespielt wird, dürfte weltweit einmalig sein. Ein ähnlich traditionsreiches Kaliber ist der Toboggan: Schon seit 1933 zieht er die Wiesenbesucher in seinen Bann. Dabei ist das Prinzip ganz einfach: Es handelt sich um eine große Turmrutschbahn. Das Delikate ist jedoch das schnell laufende Förderband, auf dem die Fahrgäste den Turm erklimmen müssen. Dazu braucht es eine gute Portion Koordination und Gleichgewichtssinn.

So sorgen die Fahrgäste mit ungeschickten Einlagen für die Belustigung der begeistert zuschauenden Menge. Der Name Toboggan stammt übrigens aus der Sprache der kanadischen Algonkin-Indianer und bezeichnet einen leichten Schlitten aus Holz.

Um einen echten Klassiker handelt es sich auch beim Schichtl, ein legendäres und skurriles Variété-Theater, das seit 1869 auf dem Oktoberfest vertreten ist. Seit 1872 werden dort Menschen mit einer Guillotine „geköpft“. Von der atemberaubenden Vorstellung unter dem Motto „Auf geht’s beim Schichtl!“ kann man sich nebenan im gleichnamigen Zelt erholen.

T – Theresienwiese

Münchens berühmte „Wiesn“ seit 1810

Ursprünglich eine Wiese, heute eine große Naherholungsfläche, auf der das Oktoberfest stattfindet. Benannt wurde die Theresienwiese nach Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen, der

Gemahlin von König Ludwig I. Am 12. Oktober 1810 wurde das Paar getraut. Zum Abschluss der tagelangen Hochzeitsfeiern wurde am 17. Oktober am Ort des heutigen Oktoberfests ein Pferderennen veranstaltet. Das Rennen sollte im folgenden Jahr wiederholt werden und so entstand die Tradition des Oktoberfestes. Von Theresienwiese kommt auch der Ausdruck „Wiesn“, in München ein Synonym für Oktoberfest.

O – Oide Wiesn

Bairisch für: „Altes Oktoberfest“

Die Oide Wiesn ist eine Reise zu den Ursprüngen des Oktoberfests: Seit 2011 ist sie eine feste Einrichtung auf einem abgetrennten Areal im Südteil der Theresienwiese: Hier geht es eher gemütlich zu, im Bierzelt spielt in traditioneller Atmosphäre bayerische Blasmusik und viele Leute schwingen sogar zu Walzer und Polka das Tanzbein. Ein weiteres Festzelt pflegt die Münchner Tradition der Volkssängerinnen und Volkssänger. Im Musikantenzelt spielt die junge Wilde Volksmusik-Szene auf. Natürlich kann man auch in historischen Fahrgeschäften wie zum Beispiel dem Calypso oder der „Fahrt ins Paradies“ seine Sehnsucht nach der alten Zeit ausleben.

B – Bier

Einfach „eine Maß“ bestellen

Bier trinkt man auf dem Oktoberfest aus Maßkrügen, in die ein Liter passt. Die großen Münchner Brauereien brauen für die Wiesnzeit eine spezielle Sorte, die etwas mehr Alkohol als gewöhnliches Helles enthält. Besonders wichtig ist die richtige Technik zum Halten des schweren Glaskrugs: Man fährt nicht mit der Hand durch den Henkel und umfasst das Glas mit der Handfläche, sondern hält die Maß ganz einfach am Henkel. So vermeidet man, dass die Finger beim schwungvollen Anstoßen gequetscht werden.

Das Anstoßen mit allen, die am selben Biertisch sitzen, ist auf dem Oktoberfest übrigens Pflicht. Vor allem dann, wenn die Blasmusik die Gäste mit Prosit-Gesang („Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit. Oans. Zwoa. G’suffa!“) zum Trinken animiert – eine sehr erfolgreiche Art, den Bierumsatz zu steigern.

Die Wiesn-Bedienungen, egal ob männlich oder weiblich, haben einen der härtesten Jobs der Welt. Über zwei Wochen lang drängen sie sich von früh bis spät durch die Menschenmassen, stemmen unzählige Maßkrüge, Hendl und Haxn. Möchte man Bier trinken, bestellt man bei ihnen einfach „eine Maß“, wobei man die Maß ausspricht, als wäre sie wie „Mass“ geschrieben. Also wie Fass oder Pass. Man darf die Bedienungen auf dem Oktoberfest sogar duzen – die meisten tragen eine Wäscheklammer mit ihrem Namen am Dirndl oder an den Trägern der Lederhose.

Wer kein Bier mag, ist auf dem Oktoberfest dennoch richtig. Natürlich kann man in den Festzelten auch alkoholfreie Getränke und alkoholfreies Bier bestellen. Was viele nicht wissen: Auch Wein gehört zum Oktoberfest. Schon immer wurde er an diversen Ständen an die Besucher ausgeteilt. Seit 1984 gibt es sogar ein Weinzelt, wo über 15 Weinsorten, Sekt und Champagner auf der Getränkekarte stehen.

E – Eintritt frei

Das größte Volksfest der Welt kostet keinen Eintritt

Wer auf das Oktoberfest möchte, muss keinen Eintritt bezahlen. Anders ist es auf der Oidn Wiesn, die drei Euro Eintritt kostet. Kinder bis 14 Jahre sind frei. Sind die einschlägigen Zelte überfüllt, was meist abends oder an den Wochenenden der Fall ist, versperren die Security-Mitarbeiter an den Eingängen den Zutritt. Jetzt heißt es entweder geduldig abwarten, bis wieder ein Schwung Feuerwütiger rein gelassen wird, oder es in einem anderen Zelt zu ver-

suchen. Eine echte Alternative dazu ist ein gemütlicher Bummel über das Oktoberfest. Es hat auch einiges für sich, mit einer Tüte gebrannter Mandeln in der Hand über die Festwiese zu schlendern, später vielleicht mit dem Riesenrad zu fahren und den Trubel von oben zu sehen.

Oft sind auch die kleinen Zelte die bessere Wahl, wenn es in den großen Festzelten heißt: „Wegen Überfüllung geschlossen“. Sie sind für viele Oktoberfestgäste meist nicht der erste Anlaufpunkt, können aber oft mit guter Stimmung punkten. Zur Auswahl stehen hier Hendl-, Haxn- und Wurstbratereien, Café-Zelte und Zelte mit Spezialitäten wie Fisch, Käse oder Knödeln.

R – Riesenrad

Das Oktoberfestriesenrad: Wahrzeichen der Wiesen

Mit einer grandiosen Aussicht aus 50 Metern Höhe über das Festgelände kann man das Riesenrad durchaus als ein Highlight unter den Fahrgeschäften bezeichnen. Auch bei Dunkelheit ist die Fahrt ein Erlebnis, wenn sich das Oktoberfest in ein buntes Lichtermeer verwandelt hat.

E – Essen

Bayerische Spezialitäten auf dem Oktoberfest

Auf dem Oktoberfest gibt es nahezu alles, was die bayerische Küche an Spezialitäten zu bieten hat: Hendl und Haxen sind die Renner, gefolgt von Ochs am Spieß, Bratwürsten und Ente mit Kartoffelknödeln und Blaukraut. Fisch ist vor allem als Steckerlfisch vertreten und wird von vielen Einheimischen heiß geliebt. Der Steckerlfisch ist ein am Stab gegrillter Fisch (meist Makrele, Renke, Saibling oder Brachse), den es in Bayern traditionell auf Volksfesten oder im Biergarten gibt.

Vegetarier kommen mit Obatzda (pikante Käsemischung), Radi (Rettich) und Wiesn-Brezen, Kürbis- oder Kartoffelsuppen, Knödeln in allen Variationen sowie Süß- und Mehlspeisen wie Kaiserschmarrn oder Topfenstrudel auf ihre Kosten. An den Imbissständen wird man unter anderem mit Schupfnudeln, Flammbrötchen oder Reiberdatschi fleischlos glücklich. Viele Zelte und Imbisse denken auch an die Veganer und tischen Gerichte wie Sauerkrautstrudel, Pfannengemüse oder Apfelküchlerl im Bierteig auf. Auch für Allergiker ist gesorgt: laktose- und glutenfreie Speisen sind ebenfalls im Angebot.

S – Salute!

Das „Italienerwochenende“

Italienisch für „Prost“. Auf dem Oktoberfest ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass das Gegenüber am Biertisch aus Italien stammt und einem beim Anstoßen ein donnerndes „Salute!“ entgegen schmettert. Die Italiener lieben ihre „festa della birra“ und kommen jedes Jahr zu Tausenden (meist in Wohnmobilen) über den Brenner. Vor allem am mittleren Oktoberfestwochenende, das deshalb in München bei vielen auch als „Italienerwochenende“ bekannt ist.

T – Tracht

Mit Dirndl und Lederhosen auf die Wiesn

Wer zum ersten Mal zur Oktoberfestzeit in München ist, wundert sich vielleicht über unzählige Menschen in Tracht, die gerade auf dem Weg zur Theresienwiese sind. Auf der Wiesn herrschen dabei keineswegs so strengen Regeln wie bei einem oberbayerischen Trachtenverein: Von edel bis rustikal, lang oder kurz ist alles in den Festzelten vertreten.

Wer für das Oktoberfest ein Dirndl oder eine Lederhose erwerben möchte, die auch zu anderen Anlässen immer eine gute Figur ma-

chen und im besten Fall ein Leben lang halten, lässt sich am besten in einem der Münchner Trachtengeschäfte fachkundig beraten.

Wer keine Trachten tragen will: Jeans und T-Shirt sind für einen Wiesnbesuch absolut in Ordnung und – was viele nicht wissen – das wirklich traditionelle Oktoberfest-Outfit. Bis in die 1990er-Jahre hat man nämlich in Alltagskleidung auf der Bierbank getanzt, Dirndl und Lederhose waren bis dahin absolut out.

Text: Eveline Heinrich
**[https://www.muenchen.travel/artikel/
maerkte-feste/oktoberfest/](https://www.muenchen.travel/artikel/maerkte-feste/oktoberfest/)**

**Extravagante Modekollektionen bei „Arkadius.
Powerful Emotions. Confrontations“
Werke eines polnischen Modedesigners
im Zentralen Textilmuseum Łódź ausgestellt**

von Arkadiusz Łuba

Das Zentrale Textilmuseum Łódź und das Nationalmuseum Krakau haben einige Kollektionen von Arkadius gekauft und widmen ihm Ausstellungen. Im Textilmuseum Łódź sind sogar vierzehn Kollektionen des extravaganten und avantgardistischen Modedesigners zu sehen. Ihre Markenzeichen sind religiöse Symbole, extravagante Elemente wie Aquarien mit lebenden Fischen oder Weidensprossen bzw. „blutende“ Kleider. Die Ausstellung „Arkadius. Powerful Emotions. Confrontations“ ist bis Ende Juli 2025 im Zentralen Textilmuseum Łódź zu sehen.

Ende der 1990er Jahre wurde Arkadius, dessen bürgerlicher Name eigentlich Arkadiusz Weremczuk ist, von „The Daily Telegraph“ und „The Vogue“ als der John Galliano und der Alexander McQueen des neuen Jahrtausends bezeichnet. „The Independent“ hielt Arkadius für einen der zehn wichtigsten britischen Modedesigner. All das belegt das Buch *Fashion that became Art* (Arkady, 2021), das Arkadius beruflichen Werdegang und Fall umfangreich dokumentiert. Und der Titel selbst ist eine Aussage des Modedesigners. Neulich wiederholte er sie in einem Interview mit dem polnischen Starreporter Mariusz Szczygieł im Polnischen Fernsehen, wo er – hier zusammengefasst – sagte: „Mich hat Mode nie als einfache

Kleiderentwürfe oder Kaufprodukt ein terrassiert, dagegen viel mehr der künstlerische Aspekt der Mode. Kleidung ist für mich wie Kunstwerk.“

Die Ausstellung im Zentralen Textilmuseum Łódź ist wie ein Tempel aufgebaut. Im Hauptschiff wird die Frühling-Sommer-Kollektion 2004 *United States of Mind* gezeigt, die aktuelle politische Ereignisse von vor zwanzig Jahren kommentiert: den 2003 begonnenen Krieg im Irak, den Afghanistan-Krieg und die erneuten Angriffe in Israel. In seinen Modeentwürfen mischte Arkadius sprechende Ikonen wie die US-amerikanische Fahne mit Dollar-Banknoten, und den Davidstern mit dem Weiß-Rot der palästinensischen Kopfbedeckung Kufiya. Durch deren Vermischung zeigte er, dass es bloß herkömmliche Symbole sind, die neutralisiert und entschärft werden können.

Durch solch einen Umgang mit Mode, die nicht bloß Mode ist, hält der Ausstellungskurator, Marcin Rózyc, den Modedesigner für besonders: „Arkadius war eine wichtige Persönlichkeit in der Zeit als Mode begann, Geschichten zu erzählen. Sie zog die Blicke des Publikums auf sich nicht bloß als tragender Gegenstand oder Designprodukt, sondern als eine außerordentliche und mutige Erzählung. In dieser befanden sich Schmerz, Politik, Erotik und Leid. Arkadius vertrat diese Strömung.“

Neben der pazifistischen Botschaft im Hauptschiff setzt sich die Kollektion *Virgin Mary wears the Trousers* in einem der Seitenschiffe mit feministischen Fragen auseinander. Und – offensichtlich – mit der Religion. Inspiriert wurde die Kollektion von vielen Reisen des Designers und die Feststellung, dass alle Menschen sich ähnlich sind. Einer der größten Einflüsse, die Menschen gegeneinander aufbringt, ist die Religion. Die 2002 entworfene Kollektion

interpretiert also die Figur Mutter Gottes. Sie wird dabei zum Symbol der Freiheit der Frauen. Auf eine mutige und erotische Art und Weise zeigt Arkadius die Kraft der Frauen und knüpft dabei an die polnische sakrale Tradition an. Kurator Marcin Rózyć: „Ungefähr seit dem Barock interpretiert und nutzt die polnische Religiosität die Figur Marias stark und vielfältig für verschiedene Zwecke. Oft sind das Zwecke, die nicht mit der konservativen oder kirchlichen Vision übereinstimmen. Es gibt viele mutige Visionen der Mutter Gottes in der polnischen Kunst. Mit seiner Vision ist auch Arkadius dabei. Doch die meisten Modedesigner, wie Dolce & Gabbana oder Versace aus Italien, die den Katholizismus interpretieren, bewundern die raffinierte katholische Kunst. Arkadius dagegen führt eine intellektuelle und theologische Dekonstruktion durch.“

Rózyć hält Arkadius für einen Megastar, der auf Titelseiten der Zeitungen und Magazine abgelichtet wurde. So spielt er in seiner Ausstellung mit der Idee der Vergötterung eines Menschen. So hängt auch ein großes Porträt von Arkadius anstelle eines Altars in der Vierung bzw. im Altarraum. Es ist also auch eine Erzählung über einen griechischen Gott, der wie ein Mensch fällt. Damit knüpft Rózyć auf den Verriss Arkadius‘ durch die Presse nachdem er 2004bankrottgegangen ist. Zwei Jahre später verließ er das Modegeschäft und beschloss, sich unter dem neuen Künstlernamen Afkaa (Artist Formerly Known As Arkadius) auf seine eigene künstlerische Entwicklung außerhalb der Mode zu konzentrieren. Seit 2006 wohnt er in Brasilien und widmet sich Innenarchitektur und Möbeldesign.

Durch die Ausstellung in Łódź feiert Arkadius seine Wiedergeburt für die polnische Öffentlichkeit.

Volkskunst als Teil des Kulturerbes

Von Günter Schiwy

Märchen, Sagen und Legenden sind Quellen und Wege zum Ursprung einer Volksgruppe und damit zu ihrer Zugehörigkeit. Gleichzeitig sind es Wurzeln der Wirklichkeit, wie es einst war. So vermitteln uns diese Erzählungen grundlegende Einsichten und Verhaltensweisen unserer Vorfahren. Deshalb haben Märchen schon immer die Menschen in ihren Bann gezogen, sie gefesselt und begeistert, ganz gleich, ob es Kinder oder Erwachsene waren. Sie sind ein Kleinod der Vergangenheit.

Bereits im Altertum, als die Menschen noch nicht lesen und schreiben konnten, sind Märchen und Sagen von Mund zu Mund als Erzählgut weitergegeben worden. Es sind Geschichten, die aus Konflikten — welcher Art auch immer — nach glücklichen Lösungen suchen und somit dem Wunschdenken der Menschen entsprechen. Dabei wird die Phantasie angeregt. Der Erzähler bedient sich einer bildhaften Sprache! Er verzaubert die Zuhörer, indem er sie in eine fiktive Märchenwelt entführt. Sie bringt die Seele zum Schweigen und Schwingen, fördert aber gleichzeitig die Entfaltung des eigenen Ichs.

Die alten Volksmärchen versetzen uns Erwachsene in eine Welt des Magischen, des Übersinnlichen, weil sie volkstümlich und landschaftsbezogen entstanden sind. Märchen, Sagen und Legenden gehören zum festen Kulturgut einer Region, weil sie die Seele betreffen und untrennbar zur menschlichen Existenz gehören.

Wer von uns erinnert sich denn nicht der großmütterlichen Erzäh-

lungen am heimeligen Kachelofen in unserer masurischen Heimat?

Diese Ereignisse betrafen den familiären, nachbarschaftlichen und dörflichen Bereich, die einen geschichtlichen und damit volkskundlichen Hintergrund haben.

Märchen, Sagen und Legenden sind Begegnungen mit Menschen, Tieren, Pflanzen oder Gegenständen, die sich wirklich oder ähnlich in einer mystischen, verzauberten Welt abgespielt oder zugetragen haben.

Bei den märchenhaften Erzählungen wird die gleiche Geschichte je nach Region und Phantasie unterschiedlich ausfallen, weil sie je nach Stimmung und Einstellung anders erzählt, aber auch vom Zuhörer anders aufgenommen wird. Denn jede Geschichte unterscheidet sich in ihren Motiven, Themen, aber auch Sichtweisen. Auf alle Fälle ist es immer eine andere Welt, in die wir geführt werden. Es kommt dabei entscheidend auf die persönliche Deutung und Beteiligung an.

Masurische Volkskunde und Mythologie werden in der Regel immer als erzählende Überlieferungen der Vorfahren dargestellt, wie sie lebten, dachten und empfanden. Sie beginnen mit den Altpreußen und setzen sich fort über die Preußen, zu den Deutschen und Masowiern, Kurpen, und Polen, wobei es in den Grenzlandregionen zu Überschneidungen des Kulturgutes kommen wird.

Es sind Aussagen über etwas Gewesenes, an dem wir Erwachsenen Anteil nehmen sollten, weil es unsere eigene Geschichte ist, die ihren Ablauf und ihre Vergangenheit hat. Dabei wird uns ein

Spiegel vorgehalten, der nach Stimmung und Empfinden von dem einzelnen Betrachter unterschiedlich gesehen und gedeutet wird.

Meine masurischen Märchen, Sagen und Legenden spielen sich in unserem Dorf Kreuzofen und seiner engen Umgebung ab. Es sind Erzählungen meiner Großmutter Sayk und Mutter. Sie wussten uns fünf Kindern im Winter am warmen Kachelofen vom Mystischen, Geheimnisvollen und oft auch Unheimlichen zu erzählen. Wir saßen oder lagen im Wohnzimmer auf den Holzdielen, die mit masurischen Flickerteppichen ausgelegt waren. Wenn das lange Ofenholz verbrannt war, öffnete man die Ofentür, so dass die glutroten Holzkohlen einen eigenartigen rötlichen Feuerschein auf die gegenüberliegende Stubenwand warfen. Darin erkannten wir Kinder Figuren und Ornamente der verschiedensten Formen. Es begann die kindliche Geisterstunde.

Die Schamottesteine im ausgemauerten Innern des Ofenschlundes spendeten uns eine urgemütliche Wärme. Großmutter setzte sich mit dem Gesicht zur geöffneten Ofentür auf die kleine Holzbank. Die Petroleumlampe wurde gelöscht. Dann begann Oma masurische Kreuzofener Geschichten zu erzählen.

Mit hochroten Gesichtern und großen Erwartungen saßen wir aufmerksam da und lauschten andächtig den lebhaften Erzählungen. Großmutter Sayk konnte ihre Märchen, Sagen und Legenden recht bildhaft vortragen und mit entsprechenden Gesten bekräftigen.

Alle diese großmütterlichen und mütterlichen Erzählungen sind getragen von der Geschichte und Verehrung der Vorfahren. Sie zeugen von einem starken Seelenleben, gemischt mit einer Portion

Bauernschläue.

Deshalb tausendfacher Dank vor allem unseren Großmüttern, die es damals verstanden, uns Enkeln so anschaulich und einfühlsam ihre Geschichten zu erzählen, dass wir heute nach fünfzig Jahren noch in der Lage sind, uns an sie zu erinnern und sie niederzuschreiben, damit sie späteren Generationen erhalten bleiben.

Sie sind die Geschichten meiner einst großmütterlichen Erzählungen der Henriette Sayk aus Kreuzofen, einem masurischen Wald- und Fischerdorf, das am Niedersee in der tiefsten Johannisburger Heide lag.

Rainer Maria Rilke

Herbsttag

Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
Und auf den Fluren lass die Winde los.
Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;
Gib ihnen noch zwei südlichere Tage,
Dränge sie zur Vollendung hin und jage
Die letzte Süße in den schweren Wein.
Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
Wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
Und wird in den Alleen hin und her
Unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.

[https://gedichte.levrai.de/Oktober_gedichte](https://gedichte.levrai.de/Okttober_gedichte)

INHALT

- 3 **Ausstellung zur Geschichte des Mormonendorfes
in Zelwągi/Selbongen**
- 9 **Emma Donder: Tagesbuch**
Ein Jahr auf der Flucht von Ostpreußen
nach Lütjensee
- 16 Meine letzten Wintertage in Masuren
Siegfried Burghardt
- 23 Gedichte **Stefan Pioskowik**,²⁴
Reinhard Donder und seine Fahrradtour zwischen den
Partnerstädten Hamburg – St. Petersburg!
- 26 **Oktoberfest: Alles zur Wiesn**
- 33 Werke eines polnischen Modedesigners im Zentralen
Textilmuseum Łódź ausgestellt
Arkadiusz Łuba
- 36 Volkskunst als Teil des Kulturerbes
Günter Schiwy
- 40 **Rainer Maria Rilke** Herbsttag

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-092 Olsztyn, ul. Obrońców Tobruku

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Die Mormonen hinterließen das 1929 erbaute Kapellengebäude mit einem Christusgemälde, (heute eine katholische Kirche) und einen alten Friedhof am See. S.3

Foto: <https://mikolajki.eu/>



**Teil der Modekollektion „United States of Mind“ (2004) von Arkadius im Hauptschiff der Ausstellung,
fot. © Arkadiusz Łuba S.33**